

Nachdruck verboten.

## 21) Der Ankenstein.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

„Fräulein Kornelie!“ rief Richard. Es erschütterte ihn fast. Sie war ihm also wirklich gut. Und er hatte sie verkannt, steif und fremd neben ihr hingelegt, sie gekränkt, verächtelt! Wie mußte sie ihn lieben, daß selbst der Makel, der auf ihm lag, sein Gebundensein an eine Frau, die ihr im tiefsten Herzensgrunde verächtlich sein mußte, ihr Gefühl nicht ertötet hatte!

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Das Gäßchen erweiterte sich. Der prächtige, freie, mit Gartenanlagen geschmückte Platz, an dessen Ende das Gymnasium lag, breitete sich vor ihnen aus.

Er mußte rechts abbiegen, um zum Neul zu kommen.

„Fräulein Kornelie,“ sagte er, „Sie ahnen's nicht, welche Wohlthat Sie mir erwiesen haben. An Freunden hat ja ein Mensch in meiner Lage nicht gerade Ueberfluß. Nie vergess' ich's Ihnen.“ Damit ging er schnell hinweg. Die strengen blauen Augen hatten sich gesehnet. Das that ihm in der Seele weh.

Langsam schlenderte er nach Hause. Es war ihm, als hätte er's schon halb überstanden.

Er schloß die Wohnungstür auf und ging ins Zimmer. Alles war sauber, der Tisch gedeckt, im Ofen brannte das Feuer. Nur Lene war nicht da.

Sie hatte wohl noch in der Kammer mit dem Kleinen zu thun. Oder das Essen war noch nicht fertig, obgleich sie sonst immer so pünktlich war.

Er setzte sich in die Sofaecke, schloß die Augen und begann zu träumen, während er auf ihr Kommen wartete.

Aber alles blieb still. Er hörte keinen Laut. Vielleicht hatte sie noch einen eiligen Gang gehabt.

Er rief laut ihren Namen. Niemand antwortete.

Jetzt wurde er unruhig. Er sprang auf und durchsuchte die kleine Wohnung. In der Küche auf dem Herd stand das fertige Essen, sorgfältig zugedeckt, noch heiß und appetitlich duftend. Von Lene, von dem Kinde keine Spur.

Er ging wieder ins Wohnzimmer zurück, von einer plötzlichen Furcht, einem schnell aufspringenden Argwohn gepackt. Was bedeutete das?

Mißtrauisch, mit wachsender Erregung blickte er umher nach irgend etwas, das über dies rätselhafte Verschwinden Lenes Aufklärung geben könne. Und jetzt fiel ihm auf, daß nur ein Gedek auf dem Tische stand. Auch fehlte auf ihrem Nähtisch die Handarbeit. Des Kindes Spielzeug, der Hund von Gummi und der wollene Hampelmann, lagen nicht auf ihrem Platz. Alles sah so aufgeräumt aus, so feiertäglich ernst und kalt — das warme Leben, die holde, traute Unordnung, die Kleine, spielende Hände schaffen, war verschwunden.

Sie war fort — ohne Zweifel. Wohin? Ausgegangen? Oder —?

Er konnte es nicht ausdenken — nicht glauben. In wilder Hast begann er herumzusehen. Irgend ein Zeichen mußte sie doch hinterlassen haben, sie, die so sorgsam an alles dachte.

Und richtig — auf seinem Schreibtisch — als er die Mappe aufschlug — ein Brief von ihrer Hand: „An meinen lieben Mann.“

Er riß ihn auf, durchslog die ersten Zeilen — las ihn noch einmal langsamer — dann Wort für Wort mit verjagendem Verstande — es blieb immer dasselbe: ein Abschied. Auf Nimmerwiedersehen!

Die Kniee brachen unter dem starken Manne zusammen. Er tastete nach einem Stuhl und fiel darauf nieder. Alle Glieder waren ihm gelähmt, starr, leblos.

Eine Weile saß er, vor sich hinstierend, mit halb offenem Munde, verglasten Augen. Das Haar hing ihm wild in die Stirn, die Lippen waren blau. In der Hand hielt er den Brief, festgekrampft, ohne es zu wissen.

Wie ein Mensch, den ein Keulenschlag auf den Kopf betäubt hat, saß er minutenlang, kaum atmend, ohne Bewußtsein. Und ganz sacht, dunkel, wie aus weiter Ferne, kroch endlich ein Gedanke heran, ein Gedankenbruchstück — eine wahnwitzige, ungläubliche, unfaßbare Vorstellung: Lene fort

— seine Lene. Sein Weib. — Fort? — Aus dem Hause? — Sie hatte ihn verlassen?

Er versuchte mit qualvoller Anstrengung den Gedanken zu Ende zu denken. Aber die Begriffe zerflatterten ihm nach allen Richtungen. Bei einer Bewegung, die er machte, raschelte das Papier in seinen Händen. Ach ja, der Brief! Darin stand es ja. Und wieder nahm er ihn vor die Augen und las:

„Liebster Mann!

Ich gehe fort und komme nicht wieder. Es muß sein. Es ist unsre einzige Rettung.“

Ich hab' mir's lange überlegt und mit schwerem Herzen den bitteren Entschluß gefaßt. Wenn es noch einen andern Ausweg gegeben hätte, ich hätte ja alles lieber gethan. In's Elend wär' ich mit Dir gegangen, freudig wie zu einem Fest. Geduldet und gehungert hätt' ich mit Dir, Schande getragen wie ein Ehrenkleid — für Dich — wenn Dir damit gedient gewesen wäre.

Aber das konnt' ich nicht länger mit ansehen: daß meine Gegenwart Dich täglich und stündlich an unser Vergehen erinnerte; ja, daß das Kind Dir ein steter Vorwurf war. Kenne es Stolz. Ja. Es ist wohl auch mein Frauenstolz, mein Mutterstolz dabei im Spiele. Wieviel mehr aber meine Liebe!

Du hast es gut gemeint. Deine eigne Zukunft hast Du gewagt, um mir und dem Kinde einen geachteten Namen zu geben. Ich danke Dir's auf meinen Knieen. Deinen Namen tragen wir ja nun, der Kleine und ich. Das wird uns gut zu unserm Fortkommen helfen. Denn ich will nun allein für uns beide sorgen und weiß auch schon einen Weg. Du sollst aber nicht fragen und forschen. Niemals, hörst Du, nie werde ich Dir antworten, oder zu Dir zurückkehren. Meine Spur soll für Dich verlöscht sein, als hätten wir uns nie gekannt. Du sollst frei werden, so frei, daß Du Dein Leben von vorn anfangen kannst, ohne Rücksicht auf andre, ohne den Ballast der Vergangenheit.

Und wenn ich Dir einen augenblicklichen Schmerz anthue, verzeihe mir! Ich kann, ich darf nicht anders handeln.

Wir glaubten unsre Schuld tilgen zu können durch Veruschen und Verdecken. Wir wollten glückliche, zufriedene Leute werden, wie andre — trotz alledem. Aber unsrer Ehe fehlte das Beste, das Heiligende: nicht der freie Wille führte uns zusammen, sondern die gemeinsame Schuld. Und darum trug sie ihren Todeskeim in sich von Anfang an.

Für mich giebt's keine Sühne, als die schwerste, die ich heute auf mich nehme. Vielleicht bringt sie uns den ersehnten Frieden.

Und nun lebe wohl! Denke meiner ohne Groll. Vertraue mir, daß ich unser Kind zu einem braven Manne erziehe.

Deine Helene.“

Wie Richard Volkmar den Nachmittag hingebracht hat, die jener Entdeckung folgenden ersten Stunden — das ist ihm hinterher immer ein Rätsel geblieben.

Den Brief hatte er in einem Anfall rasender Zerstörungswut zerknittert und irgendwo hingesteckt. Was wußte er — von sich — oder von der Welt? Es gab ja nichts weiter als das eine Furchtbare, alles Verschlingende: sein Weib — fort!

Darüber schrumpfte alles, was ihm sonst noch geschehen war, was ihn monatelang geveinigt und bis an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte — selbst die drohende Strafe — das schrumpfte jetzt alles zu blassen Schatten ein neben der furchtbaren Realität der Thatfache, die auf einmal mitten in seinem Leben stand. Wie ein Felsblock herabgestürzt — aus Regionen, von denen er nie eine Gefahr erwartet hatte.

Während er ganz hingenommen war von kleinen täglichen Lebenssorgen, vom Kampf mit äußeren Feinden, ja, mit den Schemen von Dingen, denen seine Einbildung allein erst ein fürchtbares Leben gegeben hatte, — während dessen hatte sich sacht und unmerklich, unbeachtet und doch unaufhaltbar der Felsblock losgelöst, der ihm sein einziges Besitztum, sein bestes, wahres, wirkliches Glück zerschmetterte hatte.

Und jetzt stand er davor — ein Mensch, der mit einem Schlag zum Bettler geworden ist. Und wie er sich auch quält, wie er's immer von neuem versucht, sein Unglück zu fassen — es ist zu groß. Es ist viel größer als seine Kraft. Fortwälzen, aus dem Wege rücken kann er's nie. Nur nach

und nach, nur Brockenweise kann er hoffen, es zu bewältigen — hie und da ein Stück loszusprennen.

Aber was war sein bißchen Leben dieser Aufgabe gegenüber! —

Der graue Tag hatte Sturm gebracht. Novembersturm mit Regengüssen. Nachmittags, mit sinkender Dunkelheit brach er los.

Als die Wassermassen plötzlich gegen die kleinen Fenster prasselten, und der Sturm unablässig an den Scheiben rüttelte, wurde Richard Voltmar sich dunkel der Außenwelt bewußt.

Er erhob sich wie ein Erwachender aus der Sofaede, in die er, zer schlagen von wildem Loben und Wüten, von verzweifelt umherrennen und Sich aufbäumen, endlich gesunken war. (Fortsetzung folgt.)

## „Die Gerechtigkeit.“

Die fünftägige Komödie „Die Gerechtigkeit“ von Otto Ernst erlebte am Sonnabend bei der Erstaufführung im Dresdner I. Schauspielhaus einen unbeschränkten großen Erfolg. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Kritik der bürgerlichen Presse weniger günstig ausfallen wird; trotzdem dürfte sich diese jüngste Arbeit Otto Ernsts als ein Zug- und Kassenstück ersten Ranges erweisen.

Man wird am ehesten der Bedeutung des Stückes gerecht, wenn man in diesem Falle scharf zwischen Milieuschilderung und Handlung unterscheidet. Erstere bietet ein köstliches Bild urwüchsigen Humors; letztere zeigt einige Schwächen, deren hauptsächlichste die Breite und Wiederholungen sind. Zuerst das Milieu. Der Dichter führt uns hinter die Redaktionsstoufien einer modernen großen parteilosen Zeitung. Wir lernen hier die eigentlichen Triebkräfte dieser Parasitengewächse der Presse kennen. Der Verleger ist als Bauernburche in der Großstadt eingewandert, hat sich im Laufe der Jahre emporgearbeitet und läßt jetzt sein Geld in einem Inseratengeschäft, das ist in seinen Augen seine Zeitung, arbeiten. Bauernschlaubeit und Bauerndummheit sind seine vornehmsten Eigenschaften. Er giebt seinen Redakteuren die leitenden Gesichtspunkte: das ist seine Arbeit. Nach den leitenden Gesichtspunkten zu schreiben, d. h. die Redensarten zu machen: das ist die Arbeit der Redakteure. Die leitenden Gesichtspunkte des Verlegers Löhmann — solche Löhnmänner laufen in Deutschland schockweise herum — zielen einzig und allein darauf hin, die Auflage des Blattes zu erhöhen, und das Inseratengeschäft zu vergrößern. Der Text des Blattes ist nur Mittel zu diesem Zwecke. Für unsern Löhmann handelt es sich nicht darum, der Wahrheit zu dienen, für gewisse Ideen zu kämpfen, sondern nur darum, den Textteil des Blattes so abzufassen, wie ihn die Menge zu lesen liebt. Er spekuliert auch auf die bösen Instinkte, die Schadenfreude, das Bedürfnis nach Matsch, die in der großen indifferenten, politisch ungeschulten Masse wohnen. Und deshalb haben die Redakteure die Weisung erhalten, auch Artikel dieser Art zu schreiben. Die Opfer der Artikel dürfen natürlich beileibe keine Inserenten sein. Die Angegriffenen brauchen bloß einen Inseratenauftrag zu erteilen, und das Löhmannsche Blatt, „Die Gerechtigkeit“, stellt sofort seine Angriffe ein.

In der Wahl des Stoffes hat, wie man sieht, Otto Ernst wieder einmal eine sehr glückliche Hand gehabt. Diese Verhältnisse schreien geradezu nach einer Dramatisierung. Die Freitagschen Journalisten sind veraltet; sie geben ein Bild, das für unsre modernen bürgerlichen Presseverhältnisse schon längst nicht mehr zutrifft. Man denke nur an die Freitagsche Zeichnung des Verlegers, der gewissermaßen als fünftes Rad am Wagen eine lächerliche Rolle spielt. Aus dieser Null ist aber im Laufe der Jahre die Hauptziffer geworden. Die Doppelaufgabe der bürgerlichen Presse: dem Gelderwerb zu dienen und die öffentliche Meinung zu beraten — vereinsacht sich bei der parteilosen Presse durch die Rudimentierung der letzteren Aufgabe ungemein. Diesen letzten Entwicklungsproß der bürgerlichen Presse an den Pranger gestellt zu haben, ist das unbefristete Verdienst Otto Ernsts. Dem Revolverblatt stellt der Dichter ein anständiges bürgerliches Blatt gegenüber. Dieses sieht aber am Leserschwund dahin.

Die Handlung des Stückes ist rasch erzählt. Von der Erlaubnis des Verlegers, dann und wann Personen anzurempeln, um das Blatt pikant zu gestalten, macht der Chefredacteur Gebrauch. Seine Frau ist nämlich mit einem aufstrebenden LONDONDICHTER verheiratet. Der gefällige Gatte läßt nun durch seine Redaktion den Künstler mörderisch herunterreißen. Der junge Mann gerät in Wut und Verzweiflung über die ungerechten Angriffe. Als er in der Presse Erwiderungen veröffentlicht, ergreift sogar die anständige Presse gegen ihn Partei und erklärt ihn für einen redthaberischen Krakehler. Bei der Erstaufführung seiner Oper entscheidet sich aber das Publikum für den Künstler. Sofort schwimmt die „Gerechtigkeit“ ein und bittet den erfolgreichen LONDONDICHTER sogar um sein Bild für einen Verherrlichungsartikel, den er sich selbst schreiben soll.

Die Lehre, die die Komödie erteilt, ist ganz verständigt. Der von der Kritik heruntergemachte Künstler soll sich nicht auf Preßpolemiken einlassen, vielmehr durch bessere und vollkommeneren Kunstwerke seine Gegner zu entwaffnen suchen. Otto Ernst hat Erfahrungen auf diesem Gebiete.

Gespielt wurde vortrefflich. Vor allem verdienen Herr Wiede, Stahl, Froboße und Raumann (Löhmann), lobend genannt zu werden. —

## Kleines feuilleton.

— Die Frau mit den Stöckelschuhen. Am Sonntag war ich draußen, hinter Hohen-Schönhausen. Sehr viel Gegend giebt es da. Sonst nichts. Außer „verbotenen“ Wegen. Die müssen das Privilegium oder das Patent darauf haben. Ich meine, sie lassen keine Kräfte über die Saat steigen, außer sie läßt etwas fallen. Dann haben sie ja den Nutzen davon. Als ich müde war, stieg ich auf die Elektrische. Die ist die schnellste in Berlin, auch jetzt noch, da es mit Schüder rückwärts geht. Auf einmal ein Ruck. Die ganze Straße schwarz von Menschen. Ein Kirchhof . . . Muß ein katholischer sein. Aber natürlich, heut' ist ja Allerheiligen! . . . Geschrei, Gelächter, Trubel. Wie nach einem Begräbnis, nachdem die verehrten Leidtragenden das Leichenbier im Magen haben . . . Sturm auf den Wagen . . . Hallelujah! Ich höre die Engel singen! Zweihundert Pfund Lebendgewicht in Gestalt einer Frau trampeln auf meinem rechten Fuße herum. Wie wenn man Sauerkraut eintritt. Aber jetzt ging mir der Knoten auf. Kinder, was da heraus kam! Die Frau mußte nicht. Sah mich an mit grauem Blick, und auch die andern. Dann machte einer eine tippende Bewegung nach der Stirn. Jetzt erst kam ich dahinter, daß ich auf Ungriß gestürzt hatte, weil es in der Sprache am besten geht. Dinge kann man da sagen, Dinge! . . . Na, ich sage nichts . . . Ich mußte lachen, und die Geschichte war aus . . . Als ich am Abend den Schaden besah —: Eine Zehe war breit gequetscht und sah aus wie eine Klarinettenklappe, von der andern fehlte der Nagel.

Hundertmal sah ich, wie an Sonntagen Berliner rauchten. Gegen Abend, in der Nacht, wenn alles, was da ausgeflogen war, mit einmal nach Hause wollte. Um einen Sitz in der Elektrischen oder Eisenbahn. Schirme schirrten, Frauenkleider rissen, einer trat den andern nieder. Und die Göhren! . . . Häßlich! . . .

Unlängst fuhr ich auf der Eisenbahn, nach München zu. Es saßen lauter ruhige Leute im Abteil: Ein russischer Student, ein Maler aus Dänemark — er hatte seit vierundzwanzig Stunden kein Auge Schlaf erwicht —, ein Berliner Redakteur, der zur alljährlichen Kopfwäsche fuhr, und ein Bayerischer Bierbrauer. Kaum waren wir zum Anhalter Bahnhof hinaus, trat eine Sonnenfinsternis ein: Aus dem benachbarten Abteil, in dem nur Frauen saßen, kam ein junges Frauenzimmer — es sprach Berlin'sch — an unser Fenster und beschattete uns. Stundenlang geschah nichts. Der Russe las in Tolstois „Auserziehung“, der Maler schlief, ein anderer rauchte wie verrückt und der Brauer probierte eine Rotweinsorte. Vor Leipzig ging das Stacheln an. Das Fräulein — nach ihren Ausrufen mußte man auf eine höhere Tochter schließen — schien aber am Tage vorher Erbsen gegessen zu haben und hörte absolut nichts. Um das Gehänsel wurde gröber; die Berlinerin hörte noch immer nichts. So ging das Bogtland hinauf. Da, auf einmal mußte der Bayer Heimatluft genießen haben. Er brach los. Sofort war die Finsternis zu Ende, freilich nicht, ohne daß das Fräulein sich in ihrer Manier bedankt hätte. Ich sah zum Fenster hinaus. Vor Hof war es. Fichtenwald über Höhen und Hängen. Und neben der Bahn, der schmalen Chaussee entlang, silberfarbene Birken mit hellem, spielendem Laub . . .

Um wieder auf die Stöckelschuh zu kommen: Wenn es eine Auf-erhebung giebt — und auch ich bin katholisch getauft — Schwester Hundertfils, dann wirst Du etwas erleben. Ich kenne Dir! Und wenn ich das ganze Thal Josaphat von unten bis oben durchsuchen muß, finden werde ich Dich! Und dann mußt Du mit zum Petrus. Und ich werde ihm sagen: Ich habe so manche Dummheit angestellt da drunten und manchen groben Unfug verübt, aber, Du weißt ja, Petrus, daß ich jahrelang politische Leitartikel geschrieben habe, und daß ich so lange Mitglied der Bruderschaft des heiligen Vorwärts gewesen — weißt d', wo's die vielen Thüren, die schmalen, langen Korridore gegeben hat und die Zellen, die Schlüsseln mit Nummern dran — und da mein ich, wir sind quitt. Siehst, hörst, und nur um das Eine bit' ich Dich: Thu' mir den einzigen Gefallen und laß der diden Schwester da bis fünftausend Jahr nach der Ewigkeit auf ihren Füßen herumtrampeln, daß sie's auch weiß, wie's thut.“

Und was meint Ihr, wird der Petrus sagen? Ich hab' keine Angst. Er gehört ja so quist quast zum Bau: Von wegen des Ableugnens. Und dann wird ja selbst ein Parteikassierer müch wie ein alter Has, der drei Tage in der scharfen Weiz gelegen hat — wenn man ihn ordentlich angeht. —

K. Die Jagd in den arktischen Regionen. Kapitän Otto Sverdrup erzählt in dem Bericht über seine Expedition nach den Inseln des nördlichen Eismeres, daß er nördlich von Grinnelland mit seinem Gefährten 28 Moschusochsen und viele Hasen erlegt hat, die ihre Vorräte in sehr schätzbarer Weise ergänzten. Ueberdies sahen sie während des Winters 1900—1901 viele weiße Polarvögel; einige töteten sie, und einige Exemplare haben sie lebend mitgebracht. Die arktische Gegend hat ihre Fauna und Flora, obgleich das Thermometer im Winter häufig zwischen 40 Grad und 50 Grad unter dem Nullpunkt steht. Besonders das Leben im Meere entwickelt sich infolge der verhältnismäßigen Wärme des Eismeres, das unter seiner Eisedecke eine Temperatur von 1/2 Grad unter und 1 Grad über 0 hat. Bis zum 84. Breitengrad sind einzelne Täler im Sommer, wenn der Schnee geschmolzen ist, mit Gras, Moos, Flechten und arktischen Pflanzen bedeckt. Auf diesen Weiden finden der Moschusochse und der Polarhase ihre Nahrung. Hier findet man auch den Eisbär, das Renntier, den Wolf, den Fuchs, den Fischotter, die

Mobben und die Walrosse, die an den Ufern des Meeres wohnen. Unter diesen Tieren ist der Moschusochse (ovibos moschatus) am interessantesten, weil man seinen Pelz und seine Haut verwerten kann, und außerdem auch sein Fleisch, das genügend genießbar ist, um von den Bewohnern der Polargegend gesucht zu werden, und das den Forschern in diesen ungaslichen Breiten eine kostbare Hilfsquelle ist; sie sind immer sehr glücklich, wenn sie unterwegs Moschusochsen finden. Das Tier verdammt seinen Namen dem sehr wenig angenehmen Moschusgeschmack, den sein Fleisch manchmal annimmt. Der ausgewachsene Moschusochse ist kleiner als der Bison, erscheint wegen seines langen, dichten Pelzes aber größer; er misst etwa zwei Meter in der Länge, und seine großen, fast 60 Centimeter langen Hörner geben ihm das Aussehen eines großen Widders. Man trifft ihn auf den Inseln des Eismeer, an den nördlichen Küsten Grönlands, im Osten wie im Westen, und auf den beiden Abdachungen des Smithfundes. Man hat sein Vorkommen vom 60. bis zum 80. Grad nördlicher Breite festgestellt. Dieses Huftier lebt mit Vorliebe in den Bergen; es ist trotz seines schweren Aussehens flink und klettert wie eine Ziege. Die Moschusochsen leben truppweise, teils um besser den eisigen Winden zu trotzen, gegen die sie sich zum Schutze auseinanderdrängen, teils um vereint gegen ihre Feinde zu kämpfen, unter denen der Wolf obenan steht. Obgleich die Estimos hauptsächlich von dem Fett der Fischottern und Walfische leben und die Haut des Rentieres benutzen, suchen sie auch den „Domingsmeing“ (so nennen sie den Moschusochsen) nicht nur wegen seines warmen Fells, sondern auch wegen seines Fleisches zu erlegen. Manche Tiere wiegen bis zu 350 Kilogramm; durchschnittlich liefern sie 180 Kilogramm Fleisch. Die Estimos jagen den Moschusochsen auf eine ziemlich merkwürdige Art. Zuerst errichten sie im Gebiet des Moschusochsen Schneehütten, in denen sie sich niederlassen. Dann gehen sie allein oder paarweise fort, um die Umgebung zu erforschen. Wenn sie die Spuren des Wildes bemerken, so erkennen sie auch das Alter, was für sie sehr wichtig ist. Haben sie die Spuren festgestellt, so organisieren sie die Jagd für den folgenden Tag. Dann herrscht großes Leben in den weißen Hütten. Schon am Abend vorher sind die Hunde mit Riemen aus Fischotterfell angelegt; man will so verhindern, daß sie durch ihr Gebell die Ochsen, die sich nachts dem Lager nähern, verschrecken. Die Hunde zur Verfolgung des Wildes werden an die Schlitten mit Riemen festgebunden, die andren werden angespannt. Bei Tagesanbruch brechen die Estimos auf und spornen die Hunde an; aber sie vermeiden Schläge mit der Peitsche, da sie die Ruhe stören und das Wild stutzig machen würden. In dem bezeichneten Ort machen sie Halt, überlassen die Schlitten den Frauen und jungen Leuten, machen die Hunde los und befestigen die langen Riemen an ihrem Gürtel. Jeder trägt in der Linken ein Gewehr und führt mit der Rechten einen oder mehrere Hunde. Dann lassen sie sich von den Tieren pfeilgeschwind fortziehen. Sobald die Jäger die Moschusochsen bemerken, die einen Kreis zur Verteilung bilden, lassen sie die auf diese Jagd dressierten Hunde los und schließen die Tiere ein, die bald unter den mörderischen Kugeln der geschickten Schützen fallen. Früher, als die Estimos noch keine Flinten hatten, griffen sie trotz der großen Gefahr die Moschusochsen mit dem Messer an. Die Polarforscher sagen, daß das Fleisch der männlichen Tiere einen schrecklichen Moschusgeschmack hat, der bei den weiblichen und jungen Tieren fehlt; aber die Estimos machen keinen Unterschied und regalisieren sich an dem einen wie an dem andern. Das tierische Leben hört mit dem 84. Grad auf. Je mehr man sich dem Pol nähert, um so seltener trifft man einen Vierfüßer, und die große Schwierigkeit, den Nordpol zu erreichen, liegt zum Teil auch an dem Aufhören jeden animalischen Lebens. —

**Theater.**

Deutsches Theater. „D' Mali“, Schauspiel in 4 Akten von Max Bernstein. — Der Vater der Mali ist ein kleiner Schuhmachermeister in München und hat die gute Stube an einen eleganten Zimmerherren vermietet. Man kann sich denken, wie es kommt. Der reiche junge Mann, der eine süchtige Liebhaft sucht, das arme gute, liebe Mädchen, das, von dem Schein geblendet, dem Fremden, der die graue Monotonie ihres Arbeitslebens kreuzt, sich rückhaltlos bewundernd und liebend mit überquellender Seele hingiebt, um nach kurzem Glücke zu fürchtbarer Enttäuschung zu erwachen — wie oft sind wir ihnen auf der Bühne, in der Novelle, im Roman begegnet! Das Gretchenjoch verliert dadurch, daß die Verführer keine Faust, sondern „moderne“ jämmerlich triviale Gesellen sind, denen nur die Phantasie der Verführten auf Augenblicke ein höheres Wesen andichtet, gewiß nicht seine erschütternde Tragik. Es ist ein Konflikt, den in hundert verschiedenen Kombinationen und Mischungen das Leben immer erneuert, und der, so lange das Leben ihn wiederholt, auch stets die das Leben nachschaffende Kraft der Dichter reizen wird. Ein altes Thema, doch das ist kein Vorwurf, wenn es dem Künstler gelingt, das alte, durch eigne Formung neu und bedeutsam, so daß es wie ein frisches Erlebnis uns in seinen Vann zieht, zu gestalten.

Das Schauspiel Bernsteins, des Münchener Rechtsanwaltes, war gewiß nicht Schablonen, aber zwingend war es ebenso wenig. Eine Reihe sein beobachteter und stimmungsvoller Einzelzüge, die sich doch nicht zu einem geschlossenen in seiner Geschlossenheit überzeugendem Bilde aneinander fügen! Das Drama steht an innerer Fülle und Bewegtheit hinter Schnitzlers „Liebele“, an die es in manchen Wendungen lebhaft erinnert, und auch weit hinter Hirschfelds „Mütter“ zurück. Und die scharfe Satire gegen die offizielle Heuchelmoral der Gesell-

schaft, die es vor diesen beiden Stücken voraus hat, kann sich mit dem funkelnden Spott in der „Erziehung zur Ehe“, dem besten noch immer so wenig bekannten Drama Hartlebens, das den Zufallsrühm des „Rosenmontag“ in Wahrheit verdiente, keineswegs vergleichen. Der Landesgerichts-Direktor Wiebemann predigt seinem Sohne ganz dieselben Erbauungslehren wie Hartlebens Frau Günther dem ihrigen: Liebe jene Mädchen wie Du Lust hast — nur nicht ehlich. Soweit darf es niemals kommen, daß über derlei Verhältnissen ernsthafte gesellschaftliche Pflichten vernachlässigt werden. Da ist die Grenze. . . Der gefährliche Wendepunkt, wo sich ein junger Mann zu entscheiden hat, ob er mit der Gesellschaft oder abseits von ihr leben will! Aber wie viel schärfer, wie viel lebendiger ist dort die Zuspitzung! Bei dem Landesgerichts-Direktor muß man unaufhörlich an die Rolle denken, die die Absicht des Dichters ihm zuerteilt, bei Hartleben quillt das alles mit absichtsloserer Natürlichkeit hervor. Darum wirkt es dort auch so ganz anders.

Sehr hübsch sind Szenen der Liebenden im ersten und zweiten Akt, und die Darstellung that alles, um den Eindruck zu erhöhen. Irene Triesch war eine prächtige Mali. Wie sie mütterlich um den Alten besorgt ist, wie sie im Gespräch mit dem Zimmerherren (Herr Kaphler) so einfach, so verständig daherredet, wie sie die Schmeicheleien schlicht zurückweist, und unerschrocken den Katechismus citiert und wie dann endlich doch die Balzerlänge sie zur Redoute loden, das alles kam frisch, reizend und lebendig heraus. Und gleich vortrefflich war sie in der großen Scene mit dem Vater, der bewegtesten und besten des Stückes. Reinhardt spielte den Alten mit dem weichen, arglosen Kinderherzen wunderbar ergreifend. Der Schuhmachermeister ahnt nicht, was vor seinen Augen sich abspielt. Felsenfest glaubt er an seine Tochter. Allen Menschen traut er das Beste zu: Der Zimmerherr, ein lieber, junger Mann und der Herr Vater, der Direktor, muß erst recht ganz ausgezeichnet sein, hat er doch in einer Rede öffentlich erklärt, daß alle Menschen Arbeiter und alle guten Arbeiter gleich wert sind! Da läßt Malis Bruder, der schon lange Verdacht hat, ein Vortäuschen fallen. Der Alte versteht erst nicht und als er versteht, da hält er es für giftige Verleumdung. Nur daß sie den Verleumder Lügen strafe, dringt er mit Fragen in das Mädchen. Wie sie ihm ausweicht, packt ihn die Bangigkeit und dann, als er die Wahrheit erfährt, ein jäher fürchtbarer Zorn. Mit Gewalt zwingt er ihn nieder. Er will helfen und retten. So darf ihm sein Kind nun und nimmer geraubt werden. Wir leben doch nicht unter Wilden, es giebt Recht und Gesetz im Lande, und Recht soll ihr werden, der wadere Mann, der Direktor, wird es gewiß nicht vorenthalten! Wenn der erfahren, was sein Sohn gethan, wird er ihn selbst den Fehltritt durch die Ehe gut zu machen heißen. Der dritte Akt bringt die Auseinandersetzung der Väter. Hillos steht der Arme vor dem korrekten, kalten Herrn, der ihm lächelnd mit Juristenweisheit Stück für Stück seine wunderbaren Gerechtigkeitgedanken zerbrochen vor die Füße wirft. Wie mit dem Alten so wird der strebsame Carrierehensch, die in politischen und Majestätsbeleidigungs-Prozessen erprobte Säule der Gesellschaft (Herr Sauer war vorzüglich in der Rolle), auch mit dem rebellisch aufmühdenden Sohn schnell fertig. Scharf geraten die beiden aneinander. Der Sohn — die Figur ist unklar und präsentiert sich in jedem Akte anders — will von dem Mädchen nicht lassen; die heuchlerischen Sittlichkeitsphrasen empören ihn. Doch der Alte kennt sein Blut. Er stellt das Ultimatum: Unterwerfung unter seinen Willen oder Bruch. Leider verpufft nach dieser Steigerung der Schlusssatz wirkungslos. Die Linien verwischen sich hier. Der junge Mann ist zu den Rechnern zurückgekehrt, er erklärt dem Mädchen, daß er die Treue halten werde, aber im geheimen nagt die Furcht in ihm und der Zorn über das Opfer. Was in Wochen und Monaten hätte geschehen können, daß die Mali, um seinem Stolge die Beschämung zu ersparen, selbst zu der Trennung drängt, erscheint, wie es sich hier in wenigen Augenblicken abspielt, ganz unvermittelt und willkürlich. Und ebenso ist auch bei ihm die Wandlung viel zu jäh, um glaubhaft zu wirken. Sein Hinausströmen, als ihn die Worte Malis die Brücke zur Flucht gebaut, ist unwillkürlich possenhaft. Schluchzend bricht das Mädchen zusammen. Der alte Lechner beugt sich, selbst zerstückt, tröstend über sie. Possenhaft, und zwar vom Anfang bis zu Ende, ist der Sohn des Alten, eine gehässige und fade Karrikatur eines Socialdemokraten. Ursprünglich hat Herrn Bernstein vielleicht nur der Gedanke vorgeschwebt, durch die Kontrastfigur des Sohnes die vertrauensselige Weltzufriedenheit des Alten noch schärfer hervortreten zu lassen, aber wie die Ausführung geraten ist, hat es geradezu den Anschein, als sei dabei auf die allerdümmsten Vorurteile eines Bourgeois-Theaterpublikums spekuliert.

Die ersten drei Akte wurden mit starkem, der letzte mit geteilttem Beifall aufgenommen. —

**Musik.**

Man glaube nicht, daß wir einen gut stilisierten Unsinn oder Untoirlichkeitsfimmel oder Unmöglichkeitssinn von dem Range der Kunst ausschließen und nicht auch als Basis einer musikalischen Aufführung anerkennen wollten. Zumal wenn man sich wirklich nur amüsieren will, oder gar, wenn die musikalische Aufführung nicht aus Schutt von der Straße besteht. Viel mehr als einen solchen hat Hugo Felig, der uns bereits von einer der allzu vielen Operetten der letzten Jahre („Nobope“) her belannt ist, in seiner „Madame Scherrh“ nicht geliefert; doch er hat ihn so geschickt, mit so hübschen Kniffen aufgeschüttet, daß

man auch damit zufrieden sein kann. Ihm stand nicht etwa ein Text zur Verfügung, der um einer Herrschaft der Musik willen etwas Eigenartiges preisgeben mußte. Nein: es ist der ganz selbständige Situationschwanz, dem sich umgekehrt die Musik so weit dienend angeknüpft hat, als es auf solchem Niveau gelingen konnte. Nicht, daß sie sich Mühe gegeben hätte, einen dramatischen Faden musikalisch auszuspinnen; mit den modernen Anläufen zu einem musikalischen Lustspiel hat dieses Werk nichts zu thun. Die Musik fällt nur eben einiges von dem aus, was vor und nach den Knoten der Handlung übrig bleibt. Und diese Handlung ist auch gar nicht auf Vertonung angelegt, duldet sie vielmehr gerade nur. Wenn wir erzählen, daß ein schottischer Onkel aus Kanada seinen Pariser Neffen verheiratet glaubt, ihn nach 20 Jahren überrascht und in die Zwangslage bringt, aus verschiedenen Paaren sich schnell eine Familie zusammenzusetzen, deren Verwideltheiten den Alten zur Verzweiflung bringen, bis sich endlich durch Aufgebot der verschiedensten Weiblichkeiten alles in das Wohlgefallen des dritten Alters auflöst, so haben wir genug erzählt. Die ganze Tollheit der Verwideltungen und Mißverständnisse ist nicht im entferntesten in unsre Zeilen zu bannen. Selbst die Musik besitz immerhin mehr hübsche Einzelheiten, als sich hier beschreiben lassen. Ueber die sentimentale Melodie ist sie hinaus: sie will Ullmelodie und Ull-Ensemble geben. Im Vordergrund steht, wie heute gebräuchlich, ein Tanzduett: „Joup-la, joup-la, Catari“; daneben ist wiederum ein Duett zu erwähnen, eine verlebte Musikstunde charakterisierend (I/4); dann ein „Lied vom Pfeifer von Dundee“ (I/8); ein Terzett mit herumwandelnden Liebespaaren (II/13); ein bewegtes Durcheinander im zweiten Finale; und endlich ein achtsimmiges Nachtstück (III/16). Das sind lauter feingemachte „Kummern“, nirgends bloße Theaterware und doch nirgends neue Wege legend — stets dankbar und reich an Anregungen einer Vortragskunst, wie sie im Centraltheater sorgfältiger als an manchen andern Stellen gepflegt wird, von denen man derartiges noch mehr erwarten könnte.

Die (zweite, vorgestrige) Aufführung zeigte wieder, daß dort sorgfältig studiert wird — wenigstens was die Solisten betrifft — und daß Künstler da sind, die als Schauspieler gerade derartige typische Operettenrollen von vorn herein zu eigen haben. Selbst die Unvollkommenheiten des Gesanges, die dort nach Operettenprinzip üblich sind, fügen sich diesmal den Ansprüchen des Werkes nicht ganz übel ein. Die rabiate Spanierin und die sorglose Pariser Tänzerin, zwei der Geliebten des goldenen Neffen, werden durch die spitze Stimme jener und durch die flackernde Stimme dieser — S. Wildner und J. Vettori — nicht minder glaubhaft; und der kleine gutbehandelte Tenor S. Kunstadts paßt für die Verlegenheiten einer erotischen Höhe ebenfalls gut. Der umfangreiche Tenorbaryton von E. Schulz entschädigt einigermaßen für sein umfangreiches Spiel; als eine rasch zur Madame Sherry gemachten Wirtschafterin Wiener Schlags behäufte sich P. Augustin („a. G.“) sowohl in Stimme wie in Spiel so gut, daß diese Künstlerin bereits als eine Hauptkraft des dortigen Personals gelten kann; A. Ander, Mia Werber, Emil Albes und andre sind in ihren interessanten Eigenarten bekannt. Der lebhafteste Ausdruck, mit dem die meisten Personen der Bühne arbeiten, und die Ausdruckslosigkeit des Orchesters deuten auf die Wirksamkeit eines Vortragemeisters, der eben nur dort, nicht hier im stande ist, sein Verständnis und seine Führung zu betätigen.

Es herrscht auf jenen Brettern ein Leben, welches man manchem Theater- und Konzertbrett wünschen möchte, vor das man gewöhnlich nur mit stillen Seufzern tritt. Wir ersparen uns ja grundsätzlich so viel wie nur möglich von diesen Seufzern und lassen uns nur ab und zu von den Seufzern derer erzählen, die sich uns als Konsumenten von Konzertbillets geopfert haben. Da hieß es z. B. von der Sängerin Adele Ditto Morano: ein ganz schönes Material, das man noch an einigen Mittelstufen erkennt, jedoch eine so unverantwortlich schlechte Atmung, daß sie die Stimme in kürzester Zeit ruinieren muß, wenn sie's nicht schon getan hat, und eine geschmacklose Gewohnheit, alle unbedeuten Töne mit einem ungeschöner „Portamento“ zu erreichen! Usw.

Sänger Gerhard Fischer: sorgfältige Tonbildung, ernstes musikalisches Streben, Ausdruck nach der Technik zum Opfer gebracht, ohne Empfindung dessen, was wir empfinden sollen. Usw.

Keineswegs haben wir es bereut, den Liederabend von Anton Dreßler wenigstens zum Teil gehört zu haben. Hier fesselten uns und wohl auch das Publikum, das den ihm fremden Mann bald als Vertrauten behandelte, sofort eine sorgfältige Schulung und eine künstlerisch würdige Auffassung. Der Sänger hat es nicht leicht: sein Vahbaryton ist für gewöhnlich etwas rau, also der Klang nicht frei von Geräusch, zumal im Piano und in den Höhenlagen, so viel Kunst da auch immer verwendet ist; dagegen entfaltet sich in seinen tieferen Fortsetzungen ein ganz mächtiger metallischer Klang von padender dunkler Färbung. Die Stimme ist ziemlich einführig; dem eifrigen Streben nach Ausdruck stellt das Material nicht viel Reichtum der Klangfarbe zur Verfügung. Die ominöse Schulteratmung fehlt auch hier nicht, und dazu stören noch Neugierlichkeiten, wie ein nicht eben durch den Vortrag bedingtes Schwanken des Körpers. Das sind aber Ausstellungen, wie sie der Kritiker

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co. Berlin SW.

sich gerne „wegschreibt“, um dann rasch desto freudiger die Gesamtheit eines so künstlerischen Sängers anerkennen zu können.

Herr Dreßler ist Gesangslehrer an der Münchener kgl. Akademie der Tontunsi. Wie es dort im übrigen hergeht, berührt uns nicht direkt. Um so näher kümmert uns, wie es an der hiesigen Akademischen Hochschule für Musik zugeht. Sie feierte in diesen Tagen den Einzug in ein neues kostspieliges Haus; ob auch in einen neuen Geist, wissen wir nicht. Wir wissen hier nur so viel, daß in den paar Jahrzehnten ihres Bestehens so gut wie alles an musikalischen Erzeugnissen, zumal pädagogischer Art, ohne sie geschehen ist, und daß man von ihrem toten Gang als von einem öffentlichen Geheimnis spricht. Dabei verflucht sie von Staat und Stadt über Laufende an jährlichem Zuschuß. Warum gerade sie? Vielleicht weil sie von den eintretenden Schülern behördliche Papiere verlangt, was sich die privaten Konservatorien sparen? — sz.

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Blühende Blumen im Winter. Eine Leserin schreibt der „Täglichen Rundschau“: Mitten im Herbststurm und Winterfroß, wenn draußen alles tot und erstorben ist, im behaglich durchwärmten Zimmer frischen Blumenduft atmen zu können oder vor den Fenstern und auf dem Blumentisch spritzende Blumen zu sehen, hat für Herz und Gemüt etwas Anheimelndes. Solche winterliche Blumenzucht läßt sich im Zimmer mit wenig Geld und fast ohne Sonnenschein betreiben. Seit einer Reihe von Jahren hatte ich zu Weihnachten und zu Neujahr frische Kastanien-, Kirsch- und Apfelblüten neben unserm Tannenbaum. Ende November, spätestens Anfang Dezember, hole ich mir kleine Äste von Kirsch- und Apfelbäumen und einen oder auch zwei etwas größere von einem Kastanienbaum. Diese Äste werden unten schräg durchgeschnitten, damit sie mehr Wasser aufnehmen können, und so stelle ich sie in eine große Wase oder irgend einen sonstigen Behälter mit lauem Wasser, das zweckmäßig mit etwas chloraurem Kali versetzt werden kann. Das Wasser muß ab und zu erneuert werden. Um das Knospen und Blühen ein wenig zu beschleunigen, empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit die Äste lauwarm mit einer Gießkanne zu überrieseln. Bald schwellen und springen die Knospen und die Blüten kommen zum Vorschein. Bis Weihnachten, und da die Blüten nicht alle auf einmal hervorbrechen, auch bis Neujahr steht mitten im Winter die herrlichste Baumblüte vor uns. Auch Maiglöckchen kann man aus ihrem Wintereschlaf erwecken und zum Blühen bringen, wenn man ihre Knollen vorsichtig aus dem gefrorenen Boden aushebt und sie in einen Behälter setzt, der schmal und klein genug ist, um hinter dem Ofen zu stehen; eine Cigarettenstange, in die man vorher schon gut durchwärmte und angefeuchtete Gartenerde getan hat, eignet sich schon dazu. Auch hier muß von Zeit zu Zeit lauwarm, aber immer nur sehr wenig, begossen werden. Es dauert gar nicht lange, dann stecken die ersten grünen Blätter ihre Spreiten hervor, und einige Zeit darauf haben wir die schönsten und herrlichsten Maiglöckchen. Sehr hübsch macht sich im Winter vor dem Fenster oder auf dem Blumentisch auch Triumphhafer und seine Gräser in weichen Blumentöpfen. Der weiße Blumentopf und das zarte Grün bieten in ihrer Zusammenstellung einen sehr hübschen Gegensatz. Einen sehr eigenartigen Schmuck stellt man noch folgendermaßen her. Ueber eine Flasche zieht man einen alten weißen baumwollenen Strumpfhose, in den man einen Puppenkopf befestigt, und an den man ein paar Arme näht. Um Hals und Taille, letztere aus Watte oder Garn geformt, bindet man farbige Bänder zu zierlichen Schleifen und stellt dann die kleine Dame, nachdem sie selbst eine tüchtige Douché bekommen hat, in einen mit Wasser gefüllten Untersatz, bestreut sie mit Grasamen und setzt sie ans Fenster der Sonnenseite. Man muß stets für Füllung des Untersatzes mit lauwarmem Wasser sorgen, da die Baumwolle sehr viel Wasser aufsaugt. Bald fängt es an zu grünen und zu spritzen, und das ganze Büppchen bedeckt sich mit einem frischen Grün, aus dem nur das Köpfchen herauschauf. Auch gewöhnliche rote Rüben und Koh- und Steckrüben, die während der Wintermonate im Sande im Keller gelagert haben, geben im Frühjahr mit ihren prächtigen roten Blättern einen hübschen Zimmerschmuck. Man schneidet die mit den im Keller getriebenen Blättern versehenen obere Hälfte ab, setzt sie auf einen mit Wasser gefüllten flachen Behälter oder auch einen Teller und pußt sie mit Moos oder trockener bemooster Baumrinde aus. —

**Humoristisches.**

— Instruktion. Oberkellner: „Was thust Du, Piccolo, wenn Dir beim Servieren ein Messer oder eine Gabel auf den Boden fällt?“

Piccolo: „Ich heb's geschwind auf, trag's an's Büffett und bring's fogleich wieder.“ —

— Letztes Mittel. (Soldat zum andern): „Wie id jartnich mehr wußte, wie id vom Ollen Feld raus kriegen sollte, hab' id ihm jeschrieben, id muß mir die neuen Kriegskartikel loofen.“ —

— Undank. Frau Müller: „Nun, wird denn der Affessor Deine Elfe heiraten?“

Frau Schulze: „Der? Zwei Monate kommt er täglich ins Haus, und wie ich ihn gester fragen: Nun, Herr Affessor, werden Sie nicht auch bald heiraten? — sibt der Kerl da, mit meinem Schnigel im Maul und sagt: Gnädige Frau, ich heirate überhaupt nicht.“ — („Simplicissimus.“)